

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 236

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im japanischen Hinterland

Pünktlich um sieben Uhr morgens ertönen von überall her die Sirenen und markieren den Arbeitsbeginn für die Bauern, die in der fruchtbaren Ebene des Kizu-Flusses zwischen den alten Kaiserstädten Kyoto und Nara Reis und Gemüse anbauen. Immer Anfang Juni, dem Beginn der Regenzeit, werden in Zentraljapan die länglichen Felder für den Reisanbau vorbereitet und geflutet. Ein verzweigtes Kanalsystem sorgt für gleichmäßige Bewässerung. Das ohrenbetäubende Konzert der Frösche und Kröten dominiert von nun an die schwülheissen Sommernächte. Die vielen Lurche und Amphibien in den Reisfeldern ziehen Schlangen an. Kürzlich entdeckten wir eine gut eineinhalb Meter lange (ungiftige) Shimahebi, die sich in unserem Garten sonnte.

Nach über vierzehn Jahren in der Millionenstadt Kyoto sind wir vor zwanzig Monaten aufs Land gezogen. Zum einen wollten wir unseren zwei Kindern eine natürliche Umgebung zum Aufwachen bieten, zum anderen wollten wir unser eigenes Gemüse anbauen. Nicht zuletzt spielte dabei die Sorge um die Sicherheit der Lebensmittel nach dem AKW-Unglück in Fukushima eine Rolle. Verschiedene Skandale um falsch deklarierte Esswaren haben unser Vertrauen erschüttert.

In der Nachbarschaftsvereinigung

Natürlich sind wir auch Mitglieder der Nachbarschaftsvereinigung. Immer etwa zwanzig bis dreissig Häuser sind in sogenannten Chonakai zusammengefasst. Es werden gemeinsame Sportanlässe, Altentage und Kinderfeste organisiert, es gibt eine Bürgerfeuerwehr und Übun-

gen für den Katastrophenfall. Zusammen werden Strassen gewischt, Kinderspielplätze gesäubert, Wegränder gejätet und die Bewässerungskanäle von Schmutz

die Betreuung des buddhistischen Wegaltars, für das Aufräumen des Müllsammelplatzes, und es gibt eine Feuerwache. Der Müll muss übrigens mit dem eigenen Namen und der Nummer der Nachbarschaftsvereinigung beschriftet sein und in durchsichtigen Plastiktüten rausgestellt werden. Man ist im wahrsten Sinne des Wortes transparent.

Der Beitritt zur Nachbarschaftsvereinigung ist zwar nicht obligatorisch, aber wer nicht dabei ist, darf nicht an den Aktivitäten teilnehmen und muss den Müll selber entsorgen, getreu dem japanischen Sprichwort: «Der vorstehende Nagel wird eingeschlagen.» Freunde aus der ehemaligen DDR verglichen das System der Nachbarschaftsvereinigung gern mit den damaligen Hausgemeinschaften und weisen darauf hin, dass es in Japan nicht unüblich sei, «verdächtige» Personen anonym bei der Polizei oder der Regierung zu denunzieren.

Trümmer aus Nordostjapan

befreit. Wer nicht selber an diesen meist am Wochenende stattfindenden Aktivitäten teilnehmen kann, muss einen Ersatz schicken. So musste auch schon der über eine Stunde entfernt lebende Grossvater daran glauben, als wir an einem Sonntagmorgen verhindert waren.

Die Mitgliedschaft bedeutet auch die Übernahme verschiedener Ämter, die in wöchentlichem, monatlichem oder jährlichem Turnus reihum von Haus zu Haus gehen: Das Kassieramt beinhaltet das Einziehen der Jahresbeiträge oder das Sammeln von Spenden für die Tombola am Kinderfest. Es gibt Ämter für

Die von Erdbeben und Tsunami hinterlassenen Trümmer Nordostjapans werden immer noch in den Kehrichtverbrennungsanlagen des ganzen Landes verbrannt. Die Regierung versichert, dass nur nicht-radioaktive Trümmer verbrannt würden. Unabhängige Journalisten weisen hingegen darauf hin, dass neben der Radioaktivität auch Asbest und andere toxische Substanzen in den Trümmern enthalten seien. Es gibt kritische Stimmen, die der Regierung unterstellen, sie wolle damit die Krebsrate im ganzen Land auf das gleiche Niveau bringen, um den in Zukunft wegen gesundheitlicher Folgen der AKW-Katastrophe zu erwartenden



Schadenersatzklagen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Andere bezeichnen diese Bedenken als abstruse Verschwörungstheorie.

Tatsache ist, dass die Luftqualität in Japan merklich abgenommen hat. Fast täglich wird in den Medien von der Feinstaubbelastung (PM 2.5) berichtet. Aber man schiebt den Schwarzen Peter China zu, von wo die toxischen Partikel vor allem herkommen sollen.

Atomtechnologie und Olympia-Lüge

Die demokratische Partei Japans hatte nicht lange nach der Fukushima-Katastrophe den kompletten Ausstieg aus der Atomkraft beschlossen. Doch die vor zwei Jahren wieder an die Macht gekommene Liberaldemokratische Partei (LDP) hat dieses Versprechen vor einigen Wochen offiziell zurückgenommen, obwohl sich laut einer Umfrage des stattlichen Fernsehsenders NHK fast achtzig Prozent der Japanerinnen und Japaner kritisch zur Nuklearenergie geäußert hatten. Aber zu verflochten sind die Interessen der LDP mit der Atomlobby.

So erstaunt es nicht, dass die Tepco, die für den Atomunfall verantwortliche Elektrizitätsfirma, nach enormen Geldspritzen der Regierung kürzlich wieder einen grossen Gewinn eingefahren hat – eine Ohrfeige ins Gesicht der immer noch 267'000 Evakuierten, von denen viele wahrscheinlich noch für Jahre in abgelegenen Containersiedlungen ausharren müssen. Atomkraft bedeutet für die Regierung billigen Strom. Heute müssen die fossilen Brennstoffe teuer im Ausland eingekauft werden, was beim zurzeit niedrigen Yen-Kurs eine bittere Pille für die Elektrizitätsfirmen ist.

Premierminister Abe ist untermunter munter auf Promotionstour und möchte japanische Reaktoren und Atomtechnologie ins Ausland verkaufen. Einige südostasiatische Staaten haben Interesse angemeldet. Die Türkei hat im Mai 2014 tatsächlich ein japanisches Kernkraftwerk bestellt. Gerade wegen der Fukushima-Katastrophe verfüge Japan momentan weltweit über die höchsten Sicherheitsstandards, so das Argument.

Vor dem Internationalen Olympischen Komitee erklärte der japanische Premier selbstbewusst, Fukushima sei komplett unter Kontrolle. Seine Versicherung war einer der Hauptgründe, weshalb die Olympischen Spiele 2020 nach Tokio vergeben wurden. Vor allem von linker Seite wurde Abe daraufhin unverblümt als Lügner bezeichnet. Die riskante Bergung von 1500 Brennstäben, die sich immer noch in rund dreissig Metern Höhe im trümmerübersäten Abklingbecken des Reaktorgebäudes 4 in Fukushima befinden, hat noch nicht einmal richtig begonnen und wird voraussichtlich über zwanzig Jahre in Anspruch



nehmen. Auch das Problem mit dem radioaktiven Wasser, das nach wie vor ins Grundwasser und in den Pazifik leckt, ist weit von einer Lösung entfernt.

Ein Gesetz gegen die Pressefreiheit

Die japanische Regierung verabschiedete Ende 2013 ein höchst umstrittenes Gesetz zum «Schutz besonders gekennzeichneten Staatsgeheimnisse». Diese «Secrecy Bill» erlaubt es dem Staat, unliebsame Informanten und Whistleblower einzukerkern. Der Verrat solcher Geheimnisse kann mit bis zu zehn Jahren

Gefängnis bestraft werden. Vor allem Medienschaffende hatten das neue Gesetz heftig bekämpft und die Einschränkung der Pressefreiheit beklagt.

Grundsätzlich kann die Regierung eigenmächtig irgendwelche Informationen zu Staatsgeheimnissen erklären. Dadurch wird es für Journalistinnen und Journalisten schwierig, über kritische Inhalte zu berichten. Viele befürchten, dass die Regierung damit die unabhängige Berichterstattung über Fukushima verhindern möchte.

Aber das neue Gesetz ist auch ein Eckpfeiler in Abes neuer Sicherheitsstrategie. Ein grosser Streitpunkt ist der

Artikel 9 der japanischen Verfassung, der kriegerische Aktivitäten sowie den Unterhalt von Streitkräften verbietet. Japan fühlt sich von China und Nordkorea bedroht, Japans Rechte träumt deshalb von einer starken Armee mit dem Recht auf einen präventiven Erstschlag.

Vordergründig wird eine mögliche Verfassungsänderung zwar damit legitimiert, dass man global grössere sicherheitspolitische Verantwortung wahrnehmen und sich vermehrt an friedenssichernden Missionen beteiligen wolle. Hintergründig geht es aber darum, dass Japan aufrüsten und sich von seiner pazifistischen Vergangenheit verabschieden will.

Ob das japanische Volk das ohne weiteres hinnehmen wird, ist allerdings sehr fraglich. Einige in unserer Nachbarschaft haben Plakate aufgehängt, auf denen sie gegen die Abschaffung von Artikel 9 protestieren. Das idyllische japanische Hinterland hat doch was für sich.

Roger Walch, 1965, ist in St.Gallen geboren, studierte Japanologie und Ethnologie, leitete u.a. das Kinok und war Saiten-Redaktor. Seit 1998 lebt er in Japan als Filmemacher und Publizist.

Winterthur Ausgeschieden

Der Satz leuchtete mir unmittelbar ein: «Bücher», so notierte der Blogger – und Buchautor – Günter Hack kürzlich in die endlosen Weiten des Internet, «sind verteilte Denkmäler. Der materielle Aufwand validiert immer stärker als der geistige.» Einige Tage später leuchtete er mir allerdings wieder halbwegs aus, als mir ein Buch aus dem Ausschussregal der Stadtbibliothek Winterthur in die Hände kam. Ich kannte das Buch, ich hatte es vor einiger Zeit selbst ausgeliehen, in einer anderen Bibliothek allerdings, denn sonst hätte es auch gar nicht im Ausschussregal landen können. Dies tun nämlich alle jene Titel, die drei Jahre lang niemand nachfragt. Den Band, der 2011 erst erschienen war, hat aller Wahrscheinlichkeit nach also nie jemand angerührt, ausser den Bibliotheksangestellten, die ihn katalogisierten, einbanden und bereitstellten. Die eigentliche Ironie allerdings liegt im Titel: Was waren Medien?

Die Frage ist polemisch. Denn es scheint nach wie vor irgendwie klar: Medien sind Bücher, Zeitungen, Filme usw., Informationsträger und -kanäle halt. Davor waren es Wachstafeln und Schriftrollen, Inschriften vielleicht, allenfalls Engel. Man könnte die Fragerichtung auch umdrehen: Was werden sie in Zukunft sein? Digitale Endo-Parasiten? Dem Band geht es aber um all das nicht. Es geht ihm vielmehr darum, so zu tun, als gäbe es keine Medien mehr, weil sich tatsächlich nicht (mehr) sagen lässt, was diese «wirklich» sind. Ein reger Gebrauch hat die Plausibilität des Ausdrucks im Alltag einerseits gestärkt, während andererseits seine begrifflichen Konturen undeutlich blieben. Während sich also kaum geklärt hat, womit man es bei Medien eigentlich zu tun hat, weiss man sehr wohl etwas mit ihnen anzufangen: man liest, hört, schaut sie, man gibt sie heraus, stellt sie her, sortiert, kopiert, programmiert, meldet an, bearbeitet, manipuliert, verzerrt, belichtet usw. Zu diesem Schluss kommt das Büchlein – und insofern passt, dass eine Bibliothek, die sich eher auf handfeste Verfahren versteht als auf ontologische Würdigung, nicht verlegen wird. Sie kauft das Büchlein ein, um es einige Jahre später ungelesen wieder auszuscheiden.

Der materielle Aufwand ist damit geleistet. Aber validiert er auch tatsächlich? Dazu muss man wissen, dass die Autoren des Buches profilierte Kulturwissenschaftler sind, deren Forschungsprogramme in Deutschland hohe Priorität geniessen und entsprechende Mittelzuteilung erfahren. Was mit dem Buch geschehen ist, welchen Weg es durchs Bibliothekssystem genommen hat, ist unbedeutend. Der Titel ist auch aus dem Katalog bereits wieder verschwunden. So gut wie alle Spuren der Anwesenheit des Gegenstands in der Stadtbibliothek sind getilgt. Seine unscheinbare öffentliche Existenz, welche die Wahrnehmungsschwelle von auch nur einem Leser wohl nie überschritten hat, ist ausgelöscht. Wenn dieses Buch ein Denkmal sein sollte, dann vielleicht als Beispiel für den intellektuellen Rückzug der Stadtbibliothek zugunsten einer Nachfrageorientierung. Eine solche Instrumentalisierung aber haben wir nicht im Sinn, denn auch für Denkmäler gilt die Frage, die nun einmal gestellt ist: Was waren Medien?

Wendelin Brühwiler, 1982, Historiker, arbeitet an der Universität Zürich. Er ist Mitglied der Forschergruppe «Medien und Mimesis».

Rheintal I feel so hot

In dieser Spalte geht es darum zu zeigen, wie das Rheintal tickt – manchmal geht das am besten, indem man zeigt, wie es nicht tickt. Als das letzte Mal Sommer war, lebte ich für einen Monat in Brighton, Südengland, ich wollte eigentlich nur mein Englisch etwas verbessern und lernte dann eine neue Welt kennen. Eine Welt, in der einen die karibische Verkäuferin im Supermarkt nach dem Wohlergehen fragt und einem der Putzmann erklärt, er sei zu beschäftigt, um Fussball zu schauen, you know.

Eine Welt, in der man im Weg steht, sobald man sich nicht bewegt.

Am ersten Augustwochenende trafen sich die Schwulen und Lesben in Brighton, Gay Parade, die zweitgrösste der Welt, sagten die Leute in der Stadt. Die Zahl der Einwohner vervierfachte sich von einem Tag auf den anderen, statt hundertfünfzigtausend gingen sechshunderttausend Menschen durch die engen Gassen der früheren Fischerstadt, die Parks sahen aus wie Bienenhäuser. Schon am Freitag kamen die homosexuellen Partygänger an, sie spazierten Hand in Hand am Strand – im Rheintal hätten einige Politiker gemeint, die Welt sei aus den Fugen geraten und das Abendland nicht mehr zu retten. In der kühlen Samstagnacht, auf dem Höhepunkt des Fests, sass ich mit zwei spanischen Freunden, einer Türkin und einer Südtirolerin auf irgendeiner Wiese, die eigentlich abgesperrt war. Wir tranken selbstgemachten Sangria, teilten die Welt in Gut und Böse auf und schauten in die Sterne.

Die sehen ja überall gleich aus.

Als ich weit nach Mitternacht zu meinem Zimmer lief, kam ich noch einmal an der Festmeile vorbei. Ein Mann sagte zum anderen: I feel so hot – wahrscheinlich dauert es noch zwanzig Jahre, bis man so was auf dem Fussballplatz in Widnau hört. Wir freuen uns auf die Leute aus aller Welt, hatte meine Lehrerin am Tag davor gesagt. Nun war die Party schon fast vorbei, die Leute waren betrunken – in ihren farbigen Kleidern sahen sie aus wie Sacha Baron Cohen in *Borat*. Die Polizisten auf den Pferden und mit ihren grossen Hüten schienen ein Teil der Kulisse zu sein.

Am Boden lagen zersplitterte Flaschen; Wodka, Whiskey, Bier – und es schien keinen zu interessieren. Im Rheintal wäre das nicht passiert, da hätte es ein Abfallkonzept gegeben, die Organisatoren hätten ausnahmslos Plastikbecher verteilt, zwei Franken Depot pro Stück.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der «Basler Zeitung».

Appenzell Ausserrhoden Teufen hat sein Herz verloren



1932

1944

2005

Blick auf das Roth-Thürer-Grundstück im Herzen von Teufen via LUBIS Datenviewer 1932, 1944 und 2005. 1977 verschwand die Villa Roth direkt an der Strassenkreuzung, im Mai 2014 die Parkanlage.

«Wo die Strasse von Speicher in die Teufener Dorfstrasse einmündet, steht rechts am Wege ein herrschaftliches Wohnhaus, dem gegen Norden ein wohlgepflegter Park vorgelagert ist. Das Haus war bis zu dessen Tode Eigentum des Schweizerischen Gesandten beim Deutschen Reich Dr. Arnold Roth, dem es als Feriensitz diente. Es war seinerzeit von dessen Vater, Landammann Dr. Johannes Roth, erbaut, und vom Sohn erweitert worden. Dem vornehmen Aeussern entsprach der Geist, der im Hause herrschte. Schon zu seines geistig hochstehenden und gebildeten Erbauers Zeiten war es ein Mittelpunkt gemeinnützigen, künstlerischen und feinen gesellschaftlichen Lebens, worin Gelehrte und Künstler als vorübergehende Gäste weilten.» Mit diesen Worten beginnt der Nachruf auf Otto Roth, den Bruder von Arnold (1836–1904), im Appenzellischen Jahrbuch 1928.

Neben den Familien Grubenmann und Oertli ist es die Familie Roth, deren Erinnerung in Teufen wach bleiben muss. Zum gemeinsamen Erinnern gehören Orte, die über die Jahrzehnte hinweg die Menschen zum Nachfragen und Staunen anregen und dazu einladen, sich bei und in ihnen aufzuhalten. «Er pflegte mit väterlicher Sorgfalt seinen blumen- und baumreichen Garten», heisst es im lesenswerten Lebensbild über Minister Roth im Jahrbuch 1905. Dieser «blumen- und baumreiche Garten», vor 130 Jahren angelegt, ist jetzt weg, geschleift in einer Nacht- und Nebelaktion im Mai 2014, mitten im Frühling, zur Brutzeit unzähliger Vögel und vieler weiterer Tiere, die in und unter den alten Bäumen im Zentrum von Teufen lebten. Wenige Wochen vorher war das Grundstück verkauft worden. Nach dem Tod der früheren Besitzerin Maria Thürer-Tobler im Juli 2013, Witwe des

Historikers und Germanisten Georg Thürer, sah sich die Erbgemeinschaft vor die Wahl gestellt, das Grundstück zu überbauen oder die Liegenschaft aus dem Baugebiet hinausfallen zu lassen.

Nachdem 1977 schon die Villa Roth «im Hinblick auf den Bau eines Postgebäudes» abgebrochen worden war und in Eugen Steinmanns *Kunstdenkmälerband II*, obwohl sie schon nicht mehr existierte, als «vorzüglicher klassizistischer Bau», der wahrscheinlich in den beiden erwähnten Bauphasen von Johannes Roths Vertrauensarchitekten Felix Wilhelm Kubly geplant worden war, eine wehmütige Würdigung erhalten hatte, ist mit dem Verschwinden des Parks nun die letzte Johannes- und Arnold-Roth-Spur in Teufen getilgt.

«So lange das Volk in seinen Beamten so redliches, ernstes Bemühen um sein Wohl, solch edle Gesinnung und selbstlose Hingabe in seinem Dienste und so humanen Gebrauch des Reichtums ehrt, so lange wird auch Roths Name fortleben im Lande.» Mit diesen Worten endet der Nachruf auf Johannes Roth im Jahrbuch 1877. Im Fall von Teufen hat wohl niemand gegen ein Gesetz verstossen, weder die Erbgemeinschaft noch die Behörden noch die neuen Besitzer des Grundstücks. Und trotzdem hat Teufen sein Herz verloren. Das Wohl einer Gemeinschaft hängt auch von anderem ab. Von Georg Thürer stammt der Aphorismus: «Der Mensch steht zwischen Steinen und Sternen. Die Steine geben Stand und die Sterne Licht – wir brauchen beides.»

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Es war mehr als ein Klangfestival – es waren berührende Momente von Menschen mit Menschen aus aller Welt. Nicht Worte haben das Naturstimmen-Klangfestival bestimmt, sondern Töne, Klänge und Naturgeräusche. Mein schönster und sicher auch bleibender Eindruck: der madegassische Kinderchor, der zusammen mit den Alt St.Johanner Kindern jodelt und gesungen hat. Verständigungssprache: Singen und Jodeln. Tief berührt hat mich die madegassische Gruppe von behinderten und nicht behinderten Kindern. Was sie vorleben, ist nicht Integration, sondern Inklusion – alle machen alles zusammen. Genauso muss es sein – ohne Diskussionen! Die Kinder haben sich nach dem Konzert umarmt und geweint. Es gibt aber auch kritische Stimmen: Wie kann man diese Kinder in die Schweiz holen – in unser reiches Land, und sie nachher wieder nach Madagaskar zurückschicken – zurück in die Armut? Natürlich sind diese Fragen berechtigt – sie rückten aber für mich in den Hintergrund in dem Moment, als ich diese Harmonie von Musik und Lebensfreude gespürt habe.

Klangtourismus? Das Stichwort eignet sich als Übergang zum Hotel Arthur der Kunsthallen Toggenburg. Die Kunst-Woche im ehemaligen Hotel Post in Ebnat-Kappel war ein voller Erfolg: ausgebuchtes Restaurant und viele Übernachtungen in den von Ostschweizer Kunstschaffenden gestalteten Zimmern. Inzwischen hat das Hotel Post ausgetrunken, ausgegessen, ausgeklungen, ausgelärmt... eigentlich schade! Der Zeitgeist und die Besitzer des Hauses wollen eine Optimierung – erst Abriss, dann Neubau, und dann soll es umsatzmässig rocken. Das Hotel wird zur Bank. Rund um den Bahnhof Ebnat-Kappel entsteht eine Grossbaustelle, deren Sinn und Zweck Modernisierung und optische Vergrößerung ist.

Optische Vergrößerung ist auch ein Thema zwischen Ebnat-Kappel und Wattwil. Sitzt man im Zug Richtung Rapperswil, entdeckt man links vor dem Rickentunnel einen modernen, hölzernen Neubau: den Königreichsaal. Die Zeugen Jehovas haben unter sich und für sich ein Schulungs- und Versammlungslokal gebaut. Nicht schlecht gestaunt habe ich vor ein paar Wochen, als an die hundert Frauen, Männer, Kinder, Alte und Junge, mit bunten Bauhelmen bestückt, gemeinsam dieses Haus beziehungsweise diesen Saal aufgebaut haben. Sehr organisiert lief alles ab, und bald ist die Bevölkerung eingeladen zur Eröffnung. Banken und Königreiche: Was alles geschaffen wird im Toggenburg – klingt gut!

Daniela Vetsch, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch aktiv und Mutter von zwei Kindern.



Somalia, im Osten des afrikanischen Kontinents gelegen, ist Teil des Horns von Afrika. Seine geostrategische Lage unmittelbar an der Meeresküste (mit 2720 Kilometer die längste aller Länder Afrikas) macht dieses Land für ausländische Mächte besonders interessant, zum Beispiel für Ölförderungen und -transporte oder für die militärische Kontrolle Vorderasiens durch die USA. Schon während der Kolonialzeit war Somalia Anziehungspunkt für die Kolonialmächte Italien, Grossbritannien und Frankreich.

Somalia grenzt im Süden an Kenia, im Westen an Äthiopien und im Norden an Djibouti. Die Hauptstadt Mogadischu liegt im Süden des Landes mit direktem Zugang zum Meer. Die beiden grossen Flüsse Jubba und Shabeelle entspringen in Äthiopien und münden in den Indischen Ozean. Die Flüsse und das durch Monsunwinde beeinflusste warme Klima ermöglichen zwei reichhaltige Ernten jährlich, für die Versorgung der gesamten somalischen Bevölkerung und mit dem Potential, einen Grossteil der Bevölkerung Afrikas ernähren zu können. Bis zu Beginn des Krieges 1991 lebten schätzungsweise 70 Prozent der Bevölkerung von der Landwirtschaft. Der grösste Teil davon waren Nomaden oder Halbnomaden mit Kamelen, Schafen und Ziegen. 20 Prozent lebten von der Fischerei. Viehzucht, Ackerbau und Fischfang ermöglichten den Somaliern von der ertragreichen Ernte auch den Export von tierischen und landwirtschaftlichen Produkten wie zum Beispiel Bananen, Tierhäuten oder Thunfisch.

Die etwa 10 Millionen Somalier sind zu 99 Prozent islamischen Glaubens. Die gemeinsame Landessprache ist Somalisch. Daneben wird Arabisch, Italienisch und Englisch gesprochen. Heute ist die Lebenssituation für die somalische Bevölkerung unerträglich. 2011 war eines der trockensten Jahre. Zu anhaltender Dürre, Viehsterben, Ernteaussfällen und Überfischung kam die weltweite Erhöhung der Lebensmittelpreise hinzu. Hunger und Tod von Tausenden Menschen war die Folge.

Der durch den Westen initiierte Krieg um Öl, sonstige Ressourcen und Nahrungsmittel ist der hauptsächliche Grund für die Probleme im Land. Ein armes Land wie Somalia ist überhaupt nicht in der Lage, einen Krieg zu finanzieren, der jetzt schon 22 Jahre lang dauert. Äthiopien führte für die Interessen der USA einen Stellvertreterkrieg – jetzt auch Kenia? Clanführer werden bezahlt, um sich gegenseitig zu bekämpfen, und die westlichen Länder verdienen am Waffengeschäft mit Somalia.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz. Sie lebt und arbeitet in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.



LORENA SEPPONI

DESIGN V.F. 007/20



COMIC



LORENA ISEPPONI